

Die ersten Tage nach dem Waffenstillstand in Paris

Aus dem Geheimarchiv der Pariser Pressezensur

Von unserem Pariser Korrespondenten

Die Erinnerungen, die von zwei ehemaligen Mitarbeitern der militärischen und politischen Pressezensur in Paris, Berger und Alford, zum ersten Male veröffentlicht werden (in der neuen fünfzehnten Wochenschrift "Marianne" vom 9. November), werden bei allen Nachdenklichen in unserem immer noch politisch unglückselig zerrissenen deutschen Volk nicht nur schmerzliche Erinnerungen wecken, sondern auch eine ernsthafte Mahnung sein, verhängnisvolle Fehler nicht zu wiederholen.

In wortreicher Wiedergabe erzählen die beiden genannten Senoren über

die Vorgänge hinter den Kulissen des Waffenstillandes

das folgende: „Deutlich sehe ich noch vor mir, wie wir am 12. November 1918 nachmittags die 124 Stufen emporstiegen zum 6. Stock im Hofgebäude. Dort unter dem Gladbach befanden sich seit 14 Monaten die Büros der Zensurbehörde. Wieviel atemberaubende Stunden haben wir dort erlebt! Am Tage nach dem Waffenstillstand sind wir von dem übertriebenen Ton der Zeitungen selbst begeistert. Dazu Glodenkäuten und Kanonenschüsse. In den Straßen umarmen die Frauen die Soldaten. Feindliche Gewehre, Fahnen, Wagen, Tanks und Militärausrüstungen sind ohne Überwachung am Invalidenpalast und auf dem Place de la Concorde ausgestellt. Die Polizei hat den Befehl bekommen, alles zu dulden. Sämtlich heben die Polizisten dabei, wie die feindlichen Heutzeuge geplündert werden. Wieviel Dickschädelige aus der Gruppe haben jetzt die Gelegenheit, sich mit einem Bohrer in die Brust zu bohren, um dann zu tun als ob... In unserem Büro herrscht eine geradezu ausgelassene Stimmung. Man kommt nur pro forma. Unter schmutzigen Fensterrahmen, eine traurige Notwendigkeit des Krieges, hat kein Existenzrecht mehr. Schluch mit der Militärzensur und mit der politischen Zensur! Wer will heute noch den Tiger Clemenceau angreifen? Er ist der Sieger, also hatten seine Feinde unrecht. Die einzigen leichten Zusammenstöße die es am Nachmittag des 12. November gab, waren zwischen Italienern und Jugoslawen. Aber alles in allem ein Tag des far niente. Uns ist alles wurst. Nur ein Kollege aus dem Nebenbüro, der Rumäne B., auf den ich zufällig hohe, ist nicht aufgetaucht. Der Krieg, so erzählt er, hat zu lange gedauert.

Die einzigen Sieger werden die Russen sein, die Bolschewisten.

Und Sie wissen so gut wie ich, daß der Bolschewismus und nicht anders die deutsche Armee zerrüttet hat. Haben wir nicht alle in den letzten Tagen strengste Instruktion bekommen, jeden Verstoß zwischen dem aufrührerischen deutschen Heer und den Truppen Venus zu unterdrücken? Auch das Wort „Sowjet“ ist überall zu unterdrücken. Was nützt das? Überall, in Deutschland, in Ungarn, ja selbst in der Schweiz, dem Mutterland der Ordnung und der Brauerei, überall glimmert der Funke.

Ich verlasse Sie und erkunde mich am nächsten Tag im Außenministerium über die Schweiz. Man gibt mir zu, daß die Lage in der Schweiz sehr gefährlich ist, so daß selbst die Frage auftaucht, ob wir nicht Truppen dorthin schicken sollen. Bei unseren Schweizer Nachbarn ist der

Generalstreik angekündigt. Man schlägt sich überall. Die Soldaten schießen auf die Menge. In Zürich 210 Tote. Die eidgenössischen Stände tagen Tag und Nacht. Aber diese Bewegung in der Schweiz ist bald erstickt, wenn sie nicht in der Schweiz das verschwindet unter Blut und Kanonen. Am Sonntag, dem 18. November, freilich spielen sich

widerliche Szenarien auf dem Place de la Concorde

ab. Kriegsverletzte und Stappenschweine geraten hintereinander. Der Todter eines Kriegsverletzten, die ihn führt, werden alle Kleider ausgezogen. Es gibt Schlägereien zwischen beiden. 18 Kriegsverletzte werden verwundet, ein Krüppel wird blind geschlagen. Das ist häßlich, aber der gute Geschmack und die Heiligkeit der Stunde zwingt uns, über diesen peinlichen Zwischenfall zu schweigen. Das alles geht unter in den Lobeshymnen, mit denen der Tiger, die Generale, die Minister, die Verbündeten und sogar die einfachen Soldaten überschüttet werden. „Matin“ und „Echo de Paris“ schlagen den Befehl in wunderbaren Meldungen: „Der Kronprinz toben erschossen“ (schon zum zehnten Male); „Deutschland schuldet uns die Kleinigkeit von 1000 Milliarden, es wird uns jedes Jahr 60 Milliarden bezahlen.“ „Klop George verlangt die Aushebung der allgemeinen Militärpflicht in allen Ländern.“ Unsere Ehre brechen bei diesen Schauerbotschaften in eine Lachsalbe aus. Unter Oberzensor hat genug. Er hat eingereicht, um als Bataillonsoffizier zu den Befehlungsstruppen am Rhein abkommandiert zu werden. Am 20. November zieht die 10. Armee in Metz ein. General Mangin hat Vech. Er ist von seiner Stute gefallen und bleibt zwölf Stunden lang ohnmächtig liegen. So kann er nicht, wie geplant, an der Spitze seiner Truppen alferreichen Einzug zu Pferde machen. Sobald er zu sich kommt, ist das erste, was er verlangt, daß die Zeitungen über seine Verwundung schweigen oder vielmehr auf Einzelbeschreibung verzichten. Trotzdem meldet eine Zeitung „Mangin bleich und kolis auf seinem schwarzen Roß.“ Beträgt gleichzeitig marshallieren andere Persönlichkeiten mit demselben Prunk in die eckfälligen Ställe ein. Colletaux in Colmar, Girchauser in Mühlhausen. Aber der Teufel hat's gefehen,

Die amerikanischen Truppen ziehen als erste in Straßburg ein.

Das ist ein Fehler. Die Telegrafenzensur erhält sofort Anweisung, das zu arrangieren. Der Befehl wird ausgegeben: Foch zieht natürlich zuerst in Straßburg ein. Und der Große amerikanische Generalstab ist höflich genug, dieser nachträglich gegebenen Darstellung nicht zu widersprechen. Alle Meldungen nach Amerika werden dementsprechend fortgeführt. Am 24. November ziehen der König und die Königin von Belgien in ihre alte Stadt Brüssel wieder ein. Natürlich Szenen der Begeisterung in Brüssel, denen allerdings weniger erfreuliche andere Szenen vorhergegangen sind.

Der losgelassene Pöbel in Brüssel hat „feindliche Verwundete“ niedergemetzelt.

Die deutschen Verwundeten müssen vom Roten Kreuz in Schutz genommen werden. Wir erhalten, wie am 19. November, die Zensurankündigung „Keine näheren Angaben über die Zahl der deutschen Opfer in Brüssel“. Paris in seiner Freude über den Waffenstillstand durfte von alledem nichts erfahren.

Die Katastrophe auf Ruba

Schreckensbegeben während der Sturmflut

Camaguey, 11. Nov. Nach den letzten Mittellungen, die Hellende mit dem Zuge aus Santa Cruz del Sur machten, sind bisher 200 Leichen begraben worden. Viele Hunderte sollen noch in den Resten der Bäume und unter den Trümmern der Stadt liegen.

Nur wenige hundert Personen sind der Katastrophe entgangen.

Die meisten Einwohner der Stadt hatten nicht Zeit gefunden, die Flucht zu ergreifen, und gemahnten die Gefahr erst durch den Donner der Woge, die 70 Schiffe im Hafen zertrümmerte. Ein Teil der Bevölkerung flüchtete in leere Wägen auf dem Bahnhof, die von dem Wasser umgeworfen wurden, so daß ihre Insassen hilflos ertranken. Die Ärzte arbeiten seit Mittwoch fleißig, die Nächte hindurch im Scheine von Kerzen. Andauernd treffen weitere Flüchtlinge ein, die lurchbare Einzelheiten von der Katastrophe berichten. Auch die Rumänen Inseln sind, wie ein Flugzeug berichtet, von dem Wirbelsturm heimgelacht worden. Der britische Dampfer „Daba“ (1380 Tonnen) wurde vernichtet; doch konnte die Mannschaft gerettet werden.

Der neugewählte Bürgermeister von Santa Cruz del Sur, Antonio Martinez, erschloß sich aus Verzweiflung, nachdem er feststellte, daß seine ganze Familie durch die Sturmflut umgekommen war.

Der Arbeitsminister erklärte nach der Rückkehr von Santa Cruz del Sur, daß sich die Zahl der Personen, die allein bei dem Orkan um Leben kamen, auf über 1000 belaufe, und diejenige der Verletzten auf 700.

Die ganze Stadt sei vernichtet worden.

Es kamen weit mehr Frauen und Kinder ums Leben als Männer, weil sie sich weniger leicht vor der Sturmflut retten konnten, die alles vor sich herlegte. Einige Menschen begingen Selbstmord, so eine Mutter, als ihr die Fluten ihr Kind aus den Armen rissen und dieses ertrank.

Arbeitsminister Drettel hat angeordnet, daß die Totenopfer der Sturmflutkatastrophe, die noch geborgen werden, gemeinsam verbrannt werden sollen.

Ein Vorkämpfer des Elässers Deutschtums gestorben

Drahtmeldung unserer Berliner Schriftleitung

Berlin, 12. Nov. Die im Reich lebenden Eläss-Lothringener beklagen den Tod eines ihrer führenden Vertreter, des gestern in Stuttgart im 70. Lebensjahr verstorbenen früheren Leiters der Abteilung für Eläss-Lothringern im Reichsinnenministerium, Ministerialdirektor a. D. Adolf Goch. Goch trat zur Jahrhundertwende führend in der liberalen Bewegung des Eläss hervor und wurde 1900 in den eläss-lothringischen Landesauschuss gewählt. Er kämpfte zeitweilig um eine bundesstaatliche Autonomie, war aber Sprecher der unbedingten deutschen Kreise der jüngeren elässischen Generation und deshalb von den Franzosen bis aufs Messer bekämpft. Durch die 1908 erfolgte Ernennung zum Direktor des eläss-lothringischen Steuerwesens blieb er aus dem aktiven politischen Kampf aus und verließ beim Ende des Krieges mit vielen angeesehenen Landesleuten die Heimat. Als im Jahre 1919 auf Betreiben der Vertriebenen im Reichsinnenministerium des Innern eine Abteilung für Eläss-Lothringern errichtet wurde, übertrug man ihm deren Leitung. Er führte sie bis zu ihrer 1924 erfolgten Auflösung als Ministerialdirektor. Seine innere Verbundenheit mit den Landesleuten im Reich befanderte er durch unermüdete Arbeit in den landsmannschaftlichen Organisationen und in der Volksstimmbewegung. Er war jahrelang Vorsitzender des Deutschen Schutzbundes und bis zu seinem Tode Präsident der Stuttgarter Deutsch-Oesterreichischen Arbeitsgemeinschaft. Auf Grund seiner Verdienste wurde er 1922 zum Ehren doktor der juristischen Fakultät der Frankfurter Universität ernannt.

Für jede Gesichtsform das passende Gestell Brillen-Roettig 25 Prager Straße 25

24stündiger Generalstreik in Genf

Genf, 11. Nov. Wider alles Erwarten hat der unter dem Vorsitz von Nationalrat Rossiet verammelte Ausschuss des Gewerkschaftsverbandes des Kantons Genf am Freitagabend mit 87 gegen 18 Stimmen bei einigen Enthaltungen beschlossen, für Sonnabend den Generalstreik zu erklären. Die Dauer des Streiks ist auf 24 Stunden beschränkt worden.

Es scheint, daß die Befürworter des Streiks, die, wie es zuerst schien, in der Minderheit waren, im letzten Augenblick die Mehrheit gewonnen und diesen Beschluß herbeiführten.

Das eidgenössische Militärdepartement hat mit Rücksicht auf die Ereignisse in Genf verfügt, daß das Unter-Walliser Bezirks-Infanterieregiment 6, das am 21. Oktober zum Wiederholungsdienst eingerückt war und morgen entlassen werden sollte, vorläufig nicht entlassen wird, sondern auf dem Kasernengelände Sitten und dessen Umgebung zur Verfügung der Behörden weiterhin im Dienst verbleibt.

Gerhart Hauptmann

Zum 70. Geburtstag des Dichters am 15. November Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Walzel, Bonn

In dem einen der zwei Dramen Hauptmanns, die aus der Umwelt spanischer Kämpfe um das neu entdeckte Mittelamerika stammen, in „Indipohdi“, tritt Pyrrha, die Tochter Prosperos, auf. Als Jägerin erscheint sie, hoch geschätzt und den Speer in der Hand. Ihr rotes Haar gleicht einer schweren goldenen Last. Die Vierzehnjährige ist hoch gewachsen und von herber Schönheit und Anmut. Sie trägt den Köcher mit Pfeilen auf der Schulter. Die Ariadne von Versailles also in gegenständlicher tollerischer Umgebung, sichtlich nicht dem Leben abgelauscht, sondern Wunschbild eines Dichters. Hauptmanns Schönheitsideal verwirklicht in „Indipohdi“ sich auf Kosten der Farbentreue und der Farbenechtheit. Anders macht er es als aller Naturalismus. Er verlegt nicht einen gründlich unantiken Stoff ins Antike, drängt diesem Stoff nicht eine Gestaltung auf, die ihm widerstrebt. Hauptmann wahr in „Indipohdi“ sonst und in starkem Gegensatz zu Pyrrha und Ormanns Erscheinung mit Willen das schier Groteske, mindestens ungemünzt Fremdbende früher mittelamerikanischer Kultur. Doch gerade so wird sein Wunsch fühlbar, diesem Grotesken die reine Schönheit der griechischen Antike entgegenzuhalten. Vernehmlich genug löst aus „Indipohdi“, aber auch aus anderen Werken Hauptmanns sein Lebensgefühl. Es ist von starkem ästhetischen Bedürfnis befeelt, von unstillbarem Sehnsucht nach sinnbeglückendem Schönen.

Erscheint nicht als unlässlicher Widerspruch, daß gerade Hauptmann das naturalistische Drama auf seine Höhe hinaufgeführt hat? Der Weg der Kunst des 19. Jahrhunderts lenkt sich in fast ununterbrochener Folge herab ins Dämonische. Klassische deutsche Kunstlehre läßt dem Dämonischen wenig Raum. Vessinas „Laokoön“ duldet es zur Not in der Dichtung, duldet es kaum in der bildenden Kunst. Der junge Goethe und noch mehr der junge Schiller gewähren dem Dämonischen mehr Raum, sehen aber bald zu Vessinas Ansicht zurück. Keist bleibt dem Schönen getreu, wird ihm fortwährend. Keist bleibt dem Schönen getreu, wird ihm fortwährend. Keist bleibt dem Schönen getreu, wird ihm fortwährend.



Der siebzigjährige Gerhart Hauptmann

Kunstlehre des Naturalismus, ästhetische Verleugung in dem Dienst des Dämonischen zu stellen, da sie lange genug und bis zum Ueberdruß dem Schönen gefront habe, und zwar auf Kosten der Wahrheit. Hauptmann erfüllte solche Wünsche des Naturalismus in seinen Anfängen unbedeutlich; seine ersten Siege dankte er auch dem weiten Raum, den bei ihm das Dämonische ein-

nahm. Nur verdeckt meldete sich, zunächst in „Hannele“, Sehnsucht nach einer schöneren Welt an. Die „Versunkene Glocke“ galt dann schon seinen Gegnern als willkommene Zeugnis, daß er sich eines Besseren belehrt habe und zu vornaturalistischer Kunst zurückkehre — zu einer Kunst, die dem Schönen zutreibt.

Zeit germanische Sehnsucht nach dem sonnebeglückten Süden führte Hauptmann nach Griechenland. Im Jahre 1903 bot sein „Griechischer Frühling“ die Eindrücke und die Erkenntnisse, die sich ihm ergeben hatten. Nun bildete auch dieser Deutsche dem Geist alten Griechentums; nun entdeckte Hauptmann seine Zugehörigkeit zu Goethes Glaubensbekenntnis: unter allen Völkerstämmlen hätten die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt.

Unbedingter aber als Goethe verband fortan Hauptmann Griechisches mit Germanischem. Das war ihm der beste Gewinn des griechischen Frühlings. In den germanischen Wäldern der Gegenwart sah er die wahren Nachfahren der alten Griechen. So hätten die Gestalten der griechischen Sage ausgeleben wie jetzt die Schönsten unter den Germanen: Helena und Achill goldblond, schlank und kräftig. So zeichnet er Pyrrha und Ormann. Diese Nichtgermanen malt er mit den Farben, die ihm seine deutsche Göttin Athene-Deutschland; sie hat das letzte und entscheidende Wort zu sprechen. Es verknüpft antikes Lebensgefühl mit deutschem.

Unmittelbar auf das „Festspiel“ folgte Hauptmanns erster und bisher einziger Versuch, antike Sage in ein Drama zu wandeln. Auf Goethes Spuren wird Hauptmann diesmal ganz ungoethisch, viel ungoethischer als in der „Versunkenen Glocke“. Das Drama von der Heimkehr des Odyseus bezeugt, wie weit Hauptmann antikes Griechentum mit der nächsten Gegenwart verknüpft empfindet, so eng verknüpft, daß es ins Unantike sich verliert. Das wirkt mehrfach kostbarwiderig, nicht zuletzt, weil es der alten Ueberlieferung im einzelnen getreu folgt. Allerdings darf Hauptmann sagen, er zeichne die Sage und ihren Helden, wie sie wirklich gewesen sein müssen. Das jedoch auch die Antike sich selbst anders gesehen hat, als Hauptmann sie sieht, ergibt sich schon aus einem eiligen Vergleich zwischen dem Drama Hauptmanns und der Odyssee. Und weil hier trotz der Formel Athene-Deutschland und trotz aller zugefügten Ueberreife mit Goethes Griechentum Hauptmann etwas ebenso Unantikes wie Ungoethisches schafft, enthält sich am „Oogen des Odyseus“ klarer als an anderen Werken Hauptmanns sein eigentlicher und ganz eigener Geist, enthält sich das Wesen seiner ästhetischen Weltanschauung.